Umfang acht Seiten

Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

VIERTER JAHRGANG 1914 BERLIN-PARIS ERSTES JANUARHEFT NUMMER 192/193



Gino Severini: Tango Argentino / Zeichnung

Der Weg durch die Nacht

Roman

Aage von Kohl

Glaß Morton richtete den Kopf mit einem Ruck auf — lauschend, unruhig.

Der Dunst des Sommerabends lag heiß und verschleiernd in der Luft. Eine Pappelallee dort rechts von ihm erhob ihre dunkle Doppelreihe wie riesengroße Federn hoch empor gegen den hellen Himmel. Irgendwo in derselben Richtung war eine Nachtigall, die plötzlich zu singen anhub. Uebermäßig süße Blütendüfte kamen in leisen, unaufhaltsamen Atemzügen von allen Seiten, mischten sich miteinander, übertäubten oder unterstrichen einander, füllten die stillstehende und laue Atmosphäre mit einem schwindelerregenden und erstickenden Aroma. Hinter ihm, in der Ferne, läutete plötzlich die Glocke einer Straßenbahn, und quer durch dies alles hindurch, gleich dem kaum hörbar rieselnden Laut einer tiefen, unterirdischen Quelle, gleich einer unsagbar leisen, fein vibrierenden Klage, kam von da drüben her hinter Tujas und hinter Weiden, vielleicht ganz nahe und vielleicht ganz weit weg, ein zartes und gedämpftes, ununterbrochenes Schluchzen!

Glaß Morton bildete sich plötzlich ein, an der Dünnheit dieses Weinens erkennen zu können, daß es eine ganz junge Frau sein müsse — irgendeine blutjunge Verlassene, die mit geschwollenen Augen und verweintem Munde, mit blutendem Herzen über diesen Fleck Erde gebeugt stand, einen Namen mit verzweifelter Stimme rief, die Hände rang, den Boden mit ihren Tränen netzte . . . die schwarze, antwortlose Erde, die üppige und unfruchtbare Erde der Gruft!

Eine Sekunde lang fuhr ihm ein brennender Stich durch die Brust. In der nächsten fühlte er sich unerklärlich beschwichtigt. Empfand es gleich nachher wie ein Unrecht, hier zu stehen und diesen Schmerz hören zu können — wandte sich deswegen um und wollte gehen.

Im selben Augenblick gewahrte er indessen einen älteren, weißhaarigen und weißberockten Aufseher, der ein paar Schritte von ihm stand und sich mit Sorgsamkeit über ein niedriges, schwarz gestrichenes Gitter lehnte, beschäftigt, einen kleinen, verrosteten, eisernen Stuhl da drinnen zurecht zu rücken.

Gewohnt von diesen Leuten begrüßt zu werden, lüftete Morton schweigend seinen Hut und wollte vorübergehen — blieb dann aber auf einmal stehen, dem Beamten gerade gegenüber, mit einem Kopfnicken, ohne selbst recht zu wissen, weshalb . . . Vielleicht weil ihm das Gesicht des Mannes neu und sympathisch erschien, und weil er also möglicherweise . . .

„Guten Abend, mein Herr!" — sagte der Aufseher halblaut, indem er von neuem seine Hand militärisch an die goldbetreßte Mütze führte.

Noch einen Moment blieben sie beide stehen, die Köpfe ein wenig zur Seite gewandt, unwillkürlich und in Gemeinschaft diesem leisen, spinnenden Jammer dort hinter den großen, grünen Gebüschen lauschend — von denen weiße, schwere Blütendolden herabhingen, lautlos ihren erdrückenden Duft wie von bitteren Mandeln, von Honig und von Tod ausatmend.

„Gewiß!" — sagte der Aufseher endlich, er zog gleichsam nervös seine Augenbrauen in die Höhe und nickte kurz — „man hört ja so viel hier drinnen!"

„Freilich!" — erwiderte Morton.

„Der Kirchhof," — fuhr der andere fort, plötzlich in einem entschuldigenden Ton oder vielleicht auch nur in einem intimeren — „der Kirchhof ist ja die Stätte des Friedens, milde gesprochen.

Da treffen wir uns doch alle miteinander, wenn unsere Zeit gekommen ist. Die Erde fordert, wie man zu sagen pflegt, und Gott ruft seine Kinder!

Der Herr ist vielleicht, mit Erlaubnis zu fragen, auch hier draußen, um sich nach seinen Angehörigen umzusehen?!"

Glaß schüttelte den Kopf ein wenig, ohne selbst so recht zu wissen, warum.

„Also nicht!" — meinte der Aufseher.

Darauf hob er mit Anstand seine Mütze einige Zoll in die Höhe, trocknete langsam die Stirn und das dichte, weiße Haar über dem Scheitel mit einem großen, rotgemusterten Taschentuch — und fuhr dann mit derselben ruhigen Stimme wie vorhin fort —:

„Ich bin ja übrigens neu hier.

Wenn ich auch zu Neujahr weder mehr noch weniger als siebenunddreißig Jahre beim Fach bin — zuerst in der Provinz, dann hier in der Stadt, nach der Richtung hin . . . und vor gut vierzehn Tagen wurde ich hierher versetzt, auf Ansuchen, ergebenst A. Johnson.

Ich weiß nicht, ob der Herr oft genug hierher kommt, daß er uns am Ende so nach und nach auseinander halten kann — aber ich hab nämlich die Stellung des roten Forster hier bekommen, wenn Sie den gekannt haben; jetzt liegt er da drüben, Gott sei seiner Seele gnädig, er war ein prächtiger Mann, sagen seine Kameraden — wir haben eine Ecke für uns, wir, die wir hier angestellt sind!"

„Wirklich?" — bemerkte Morton nach einer Pause.

Er stand da und stützte sich ein klein wenig schwer auf seinen Spazierstock und starrte unter den dicken Brauen vor sich hin. Warum blieb er eigentlich hier stehen, warum ging er nicht seiner Wege und hielt sich für sich, wie er es zu tun pflegte? dachte er langsam und mit Mühe. Warum fuhr er fort, dieser halb verhaltenen Klage von da drüben her zu lauschen — die weder seinem Ohr, noch dem irgendeines anderen lebenden Wesens etwas zu sagen hatte; die nur ein beständig strömender Kummer aus einer unheilbaren Wunde war — blind und widerstandslos hinabgeflüstert in die dumpfe Erde. Aus welchem Grunde war er überhaupt hier hinausgegangen — heute, gestern, vorgestern und vorvorgestern, und jeden Tag seit damals!? Was wollte er an diesem Ort — wo Blumen wuchsen statt derer, die wir entbehrten! Wußte er nicht im vollstem Maße: hier war Sie auf alle Fälle nicht, war nie hier gewesen!

„Jawohl!" — antwortete er dann unwillkürlich, undeutlich empfindend, daß gewiß eine fragende Pause in den Worten des Alten war — und er versuchte, um die Gedanken zu meiden, die ihn eben umfangen hatten, und um gleichsam diesen zarten Schmerzenslaut von da drüben her zu übertäuben, dem zu lauschen, was ihm erzählt wurde —:

„Nein," — hörte er, anfangs nur halb imstande aufzufassen — weil ihn plötzlich zum zweitenmal eine gleichsam ganz schwache Ahnung ergriff, daß er diesen Mann gewiß nach etwas zu fragen beabsichtige. Aber wonach? Was konnte es sein? Der Aufseher kannte ihn ja nicht einmal — oder war es vielleicht gerade deswegen? War es also etwas über . . . Sie?

„Nein! Viele finden ja deshalb auch alles, was hier zu diesem Ort gehört, eine . . . mißliche Beschäftigung, wenn ich diesen Ausdruck von einer so bürgerlichen und christlichen Wirksamkeit gebrauchen darf! Denn man bewegt sich ja doch, insofern, von morgens bis abends das ganze Jahr hindurch zwischen alle dem herum — was wir Menschen nun einmal nicht leiden können!

So zum Beispiel vorletzten Sonntag, den zweiten Tag, nachdem ich meine Stellung als Aufseher hier angetreten hatte, da hatten wir, was man so ganz äußerlich ein feineres Begräbnis prima Sorte nennt!

Aber nach innen zu war es, Gott soll mich bewahren, wohl so ungefähr das Schlimmste, was ich mir vorstellen konnte, als Anfang auf meinem neuen Platz — wenn auch meine Rolle bei dem ganzen ja eine außerordentlich untergeordnete war, um nicht geradezu zu sagen, daß ich bloß dastand und zusah!

Es war ein sehr reiches und vornehmes Ehepaar; noch dazu ein Graf, glaube ich; junge, gesunde Leute, die alle beide, jedes auf seine Weise, ganz famos aussahen, und die hatten nun ihr einziges Kind verloren! Ein kleines Mädchen war es, von sechs, sieben Jahren — möchte ich sie taxieren, nach der Kleinheit des Sarges zu urteilen, und nach dem, was auf den Kränzen stand!

Na, der Pastor war ja auch schon mit seiner Rede und mit dem Erdeaufwerfen fertig; sie hatten einen Gesang gesungen, und das Gefolge wollte sich gerade verabschieden — das ganze ging da drüben in der östlichen Ecke vor sich, Sie können die Stelle von hier aus nicht sehen, wegen der Kapelle da — und ich möchte sowas nicht noch mal erleben, denn da geschah es, daß sich die Mutter, die junge Gräfin, die die ganze Zeit starr und stumm und ohne auch nur mit dem Gesicht zu zucken, dagestanden hat, daß die sich plötzlich von ihrem Mann losreißt, der sie am Arm hatte; sie stößt einen kurzen Schrei aus und stürzt sich kopfüber in das Grab hinein! Das gab einen Knall, versichere ich Sie, Erdklumpen und Staub und Schmutz kollerten mit hinunter, sie wirft sich ganz außer sich auf den Sarg, sie klammert sich mit Händen und Füßen fest und schreit, daß sie ihr Kind nicht hergeben will, daß sie es nicht lassen will, sie will hier bleiben, sie will bei ihrem kleinen Mädchen bleiben, das sie selbst zur Welt gebracht hat, und kein Mensch hat das Recht, sie hier wegzunehmen!

Vier oder fünf außer ihrem Mann," — fuhr er nach einer kleinen Weile fort, indem er sein Gesicht ein wenig erhob — „mußten sie mit Gewalt fortschaffen, sie sah so aus wie eine Leiche, als sie sie nach dem Wagen trugen, nie im Leben vergesse ich den Laut in meinem Ohr, wie sie auf den Deckel des Sarges aufprallte — und William, der Totengräber, der ein wenig abseits zusammen mit mir hinter ein paar Büschen gestanden hatte, der sagte, als sie sie weggebracht hatten (und er war, bei Gott, so weiß im Gesicht wie mein Rock hier) — der sagte: Die kommt wieder, das können Sie mir glauben, sagte er, die kommt wieder, so wahr ich hier stehe! Ehe eine Woche vergangen ist, kommt die wieder — und dann tragen sie sie von dem Wagen hierher!

Und das tat sie denn auch! ganz richtig, mein Gott, was soll man dazu sagen, es ist nu einmal schlimmer für eine Frau — als wie für uns Männer!"

Morton nickte ein- oder zweimal.

Er empfand wieder diesen sonderbaren, blitzschnellen Wechsel da drinnen in sich: erst das dumpfe und harte Klemmen wie von Mitleid — und dann, fast in ebendemselben Nu, diese rätselhafte Befreitheit, ach, eine heiße und süße Beruhigung, eine beschwichtigende Vertröstung, die seinem Herzen für eine Sekunde Frieden gab... bis aufs neue sein Ohr von diesem zitternden Ton getroffen wurde, der oben über seinem Kopf in der Luft hing, als werde er zusammen mit dem erstickenden Wohlgeruch der Blumen hierher getragen — als sei er der leise stöhnende Atemzug des Friedhofes selber.

„Ich brauch ja nur an mich selbst zu denken," — fuhr der andere fort, beständig mit dieser gedämpften, zugleich ehrerbietigen und Unterschied aufhebenden Stimme — die Morton plötzlich wie zu der Uniform des Mannes gehörend erschien — „ich brauche ja bloß daran zu denken, wie es mir erging — damals als ich meine Frau verlor!

Wir waren ja nur kleine Leute, die von der Hand in den Mund lebten — und wir hatten jeden Tag vollauf zu tun! Jung waren wir auch nicht mehr (in einem Monat werden es gerade sieben Jahre, seitdem sie von dannen ging!) und es konnten insofern oft ganze Tage vergehen, wo wir nicht dazu kamen, uns weiter was zu sagen, als guten Morgen, wenn wir aufwachten und an unsere Arbeit mußten — und gute Nacht, wenn wir beide gegen Abend damit fertig waren und zur Ruhe gehen wollten!

Unsere Kinder (wir hatten fünf!) waren auch schon so weit erwachsen, daß sie alle aus dem Nest geflogen waren, weit umher in die Welt hinaus, und es ging ihnen auch allen gut! Na, und endlich starb sie dann auch, so schön wie ein Mensch es sich nur wünschen kann — in unserem eigenen Bett, und noch dazu mit Medizin und Doktor und Pastor obendrein! Ich saß selbst zuletzt bei ihr, es ging schon auf Mitternacht und es kam mir auf einmal so vor, als wenn sie so schwach Atem holte: Nu steht es wohl mau mit dir, Mutter, sagte ich endlich, und darauf antwortete sie nichts weiter, als daß ihre Hand sich in meiner ein klein wenig bewegte . . . und als ich gleich nachher meine Nase geschneuzt hatte, mit Erlaubnis zu sagen, da konnte ich an ihrem Blick, der so groß geworden, sehen, daß sie nun heimgegangen war!

Einen so guten Tod hat ihr der liebe Gott gegönnt!

Aber darum sind da ja heutigentags doch noch Stunden — besonders wenn man so zur Winterszeit heimkommt und sich nicht recht entschließen kann, weder Abendbrot zu machen, noch zu Bett zu gehen oder aufzubleiben, weil einem das ganze Haus sozusagen den Atem benimmt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen kann —: so leer und still, so ganz mausestill ist es überall, . . . na ja, dann tut es mir doch jedesmal gut, wenn ich denke, daß sie es nicht ist, die jeden Abend von ihrer Arbeit nach Hause kommen muß und keine Menschenseele da findet, nach einer dreiundzwanzigjährigen, langen Ehe!

Nein," — schloß er; er räusperte seinen Hals sorgfältig und lachte dann auf einmal mit einem leisen und kurzen Lachen —:

„Die Frauen, die leiden doch mehr darunter — wenn die Erde den gefordert hat, zu dem sie sich in Zucht und Ehren gehalten haben . . . und manchmal am Ende auch ohne das, möcht ich glauben!

Ich weiß nicht, wie Sie darüber denken?"

„Freilich, freilich!" — erwiderte Morton.

Er stützte sich schwerer als bisher auf seinen Stock, fühlte sich allmählich müde, hörte nur halbwegs zu — fand aber beständig ein unerklärliches Behagen an allem, was der andere sagte; vielleicht ganz einfach, weil er dadurch von seinen eigenen Gedanken abgehalten wurde . . . möglicherweise aber auch, weil die zwecklosen Worte des Aufsehers dieser sinnlosen Hoffnung da drinnen gleichsam fortwährend Nahrung zuführten . . . oder war es, weil er ganz dunkel empfand, daß die Rede des andern sich Schritt für Schritt irgendeinem bestimmten und bedeutungsvollen Punkt näherte — und daß es sich nur darum handelte, ihn ungestört zu lassen!

Einen Augenblick schwiegen sie beide.

Dann schob der Aufseher die rechte Hand zwischen zwei von den Knöpfen seines Rockes, strich sich langsam über den dicken, weißen Schnurrbart, wandte sich darauf mit Höflichkeit wieder ganz dem andern zu und fuhr fort, mit vertraulicher und gewichtiger Stimme —:

„Na, das ist ja, wie schon gesagt, bloß so ausnahmsweise mal, daß man sich solchen betrüblichen Gedanken hingibt!

Und das ist wohl auch unseres lieben Gottes Absicht, das!

Aber ein Mann, den ich kenne, sagte doch vor ein paar Jahren zu mir —: jetzt wäre bald die Zeit der Kirchhöfe vorbei; jetzt sollten wir alle aus Gesundheitsrücksichten verbrannt werden, jeder ohne Ausnahme; und das wäre gut, fuhr er fort; denn all dies hier mit den Gräbern und den Predigern und den Blumen, das wäre nichts für moderne Mannsleute! Weg mit den Toten, wenn sie nun doch mal tot sind — sagte er.

Und natürlich weiß man ja nicht, auf was für neumodische Sachen sie heutzutage verfallen können. Aber die Weisheit — die kann man sich wahrhaftig nirgends anderswo holen als hier! Glauben Sie mir —: Es geht einem Tag für Tag 'ne ganze Menge durch den Kopf. Wir sehen, glauben Sie mir, das eine als auch das andere: welche, die mit dem einen Auge weinen und mit dem andern lachen, während ihre lieben Anverwandten mit Gesang und feinen Seidenschleifen in die Erde gelegt werden; welche, die sich die erste Woche oder auch zwei das Leben aus dem Leibe klagen wollen — und dann nachher kann das Grab für sich selbst sorgen; welche, die jeden Abend stundenlang mit Schaufel und Harke hier herum gehen und noch so nett nusseln und pusseln, sogar noch, wenn sie sich schon längst wieder verheiratet und lang aufgeschossene Göhren von einer andern gekriegt haben; und welche endlich, die einmal im Jahr ganz atemlos angestürzt kommen und einen Kranz hinlegen und jedesmal erst fragen müssen: Ach, wollen Sie nicht so gut sein und mir zeigen wo eigentlich meine Frau oder mein Mann, oder meine Eltern liegen!

Aber so sind ja die Menschen nu mal — und das nenn' ich nicht Weisheit; denn das kann ja jedes Kind einsehen!

Aber Sie können sich darauf verlassen —:

Daß man nach und nach einsehen lernt, was für 'ne schnurrige Welt es ist, in der wir leben!

Wenn man so jahrelang jeden Tag, den Gott werden läßt, von morgens bis abends hier herumgeht — und Kies Kies sein läßt und Blumen wachsen läßt, wie sie wollen, und Sommer und Winter geht dahin; wenn man ganz ruhig ein Gesicht nach dem andern, zu Dutzenden, zu Hunderten, zu Tausenden an sich vorbeiziehen läßt, ohne sich weiter bei dem einzelnen aufzuhalten! Wenn man sozusagen das Auge ein klein bißchen aufmacht und so von der Seite hinsieht und ringsumher und hinein und dahinter —:

Sehen Sie, dann versteht man ja schließlich ganz von selbst, was für merkwürdige Käuze wir alle zusammen sind —: daß wir das Glück, weiß Gott, im selben Augenblick vergessen, wo es vorbei ist . . . aber an das Unglück, an das klammern wir uns mit Händen und Füßen, als wenn es nichts weiter auf der Welt gäbe, was taugte! als sollte man glauben, je schlimmer, um so besser und je grausamer, um so feiner! Und selbst wenn allmählich die, die das Unglück getroffen hat, längst tot und dahin sind — dann bewahren wir auf alle Fälle die Erinnerung an sie solange wie möglich, wir sehen sie jede Nacht in weißen Gewändern und den Kopf unter dem Arm dahin gehen, es ist keine Rede davon, daß wir sie in Frieden lassen können! —

Und wenn Sie mir nun doch nicht glauben wollen — dann bilden Sie sich am Ende ein, daß das kleine Mädchen, von dem ich Ihnen vorhin erzählte, die Tochter von der Gräfin, daß das so ein reizendes Kind gewesen wäre, so hübsch und fröhlich und munter — aber nein, da irren Sie gewaltig, denn sie war gerade das Gegenteil; ein kleines, schwächliches Wesen, ein Jammerlappen war sie — das habe ich selbst von dem Diener des Grafen gehört, so ein kleines, elendes Wurm, kreideweiß und mit kleinen, verkrüppelten Beinekens! Ihre Mutter hatte nie Ruhe und Frieden gehabt, sie konnte geradezu nichts weiter tun, als Tag und Nacht dastehen und das Leben Stück für Stück in ihr aufrecht halten, so gut es ging! —

Oder zum Beispiel die Dame da!" — fuhr er fort, diesmal flüsternd, mit einem leisen Kopfnicken nach der Richtung hin, aus der das Weinen noch immer kam — unverändert, weder gedämpfter, noch lauter, unaufhörlich, zitternd, fein und zart durch die heiße Luft hindurch, ein Laut, der meilenweit gewandert zu sein schien, unendlich weit dahin, ohne Aufenthalt — jetzt war er im Begriff, ermattet umzusinken, sich todmüde aufzulösen, in einem letzten, langgezogenen Seufzer zu vergehen —:

„Ich hätte, ohne das geringste davon gehört zu haben, Ihnen sehr gut so ungefähr im voraus erzählen können, was da los ist!

Den Namen weiß ich übrigens auch — wenn man ja auch nicht das Recht hat, ihn zu verraten!

Bei ihr war es ja nun der Mann, der davon mußte — und jetzt kommt sie jeden Tag. Ich selbst habe sie natürlich nur die paar Wochen gesehen, die ich hier gewesen bin, aber die andern haben mir von ihr erzählt: Sie kommt jeden Tag hierher, den Gott werden läßt, seit der Zeit, vor drei, vier Monaten, so im Anfang des Frühlings, als sie ihn hier hingelegt haben — und jeden Abend steht sie so ganz für sich hier, Kinder hatten sie ja nicht, stundenlang steht sie hier jeden Tag, ohne zu ahnen wo sie ist: als gäbe es keinen andern Menschen in der Welt — so steht sie da und weint, ohne aufhalten zu können!

Ich kann sie mir geradezu vorstellen zu Hause, da, wo sie wohnt — mag es nun bei ihren eigenen Eltern sein oder bei seinen, oder vielleicht wohnt sie auch allein: wie sie so die ganzen Tage hindurch herumgeht und bloß aufpaßt, daß sie nicht bange werden, daß sie nicht Unrat ahnen und sie verhindern, hierher zu kommen — und darum klagt sie da auch nie, die andern glauben wohl eigentlich, daß sie schon anfängt zu vergessen, daß alles so geht, wie es soll, sie finden bloß, daß sie allmählich ein wenig mager geworden ist; aber sie nickt doch so freundlich und sagt ja zu allem, was sie sagen und tun; sie näht und stickt oder kocht Essen, verrichtet ihre Arbeit, wie es sich gehört — begreiflicherweise ohne das geringste davon zu ahnen . . . und erst des Nachmittags, wenn sie sich wegstehlen kann, wenn es ihr gelungen ist, sich hier hinauszuschleichen, wo sie zusammengetragen

haben, was noch von ihm übrig ist — dann erst tut sie sich auf, dann öffnet sie ihre Brust ganz weit, und dann kommt ihr richtiges Gesicht wie aus einer Tür hervor — ihr eigenes, weinendes Gesicht, sozusagen mit jedem Zug, der darin ist, der Erde zugewendet!

Und wissen Sie auch warum?

Oder wissen Sie, warum wir alle zusammen hier drinnen im voraus sagen können, daß das Grab auch schon für sie bereit steht?

Ja, denn sein Tod, der ging auf folgende Weise vor sich: Es war also ganz im Anfang des Frühlings — die ganze Geschichte stand damals in den Zeitungen, Sie haben vielleicht auch davon gehört — daß sie und er auf einem Spazierritt waren, und da kommt da ganz einfach eines von diesen Automobilen vorbeigejagt, sein Pferd, das scheut, es springt zur Seite, er wird herunter geworfen, hängt mit dem einen Fuß im Steigbügel fest, das Tier stürzt, ganz kollerig vor Angst, weiter, und die Frau mit schlaffen Zügeln hinterher, jedesmal, wenn sein Kopf wie ein Ball in die Höhe springt, stößt sie einen gräßlichen Schrei aus — und jedesmal, wenn sie den Ton hört mit dem der Nacken wieder auf einen Pflasterstein heruntergedonnert wird, dann ist es ihr, als ob ihr Herz brechen müsse!

Nicht wahr? Sie verstehen mich, mein Herr —:

Das ist wieder das Unglück, das ist all das Gräßliche, das ruft! Haben wir nur ein einziges Mal in das hineingestarrt, was man die blutige Grausamkeit der Welt nennt — dann ist es, als wenn wir nie wieder etwas anderes, als das sehen könnten!

Und dieser Kirchhof hier ist gewiß nicht der einzige in der Welt, wo es so zugeht — habe ich mir erzählen lassen!

Da drüben, wo ich zuletzt war, da war es zur Abwechslung ein Mann —: der hatte dagestanden und mit leibhaftigen Augen mit ansehen müssen, wie seine Frau verbrannte! Sie hatten ihn mit Gewalt da draußen zurückhalten müssen, während sie da drinnen im Feuer zu Tode versengt wurde und so gottserbärmlich schrie: sie sagten, es wäre gewesen, als wenn ihre Schreie sich geantwortet hätten, seine und ihre, ganz so wie in dem Zoologischen Garten; ich kenne selbst Leute, die noch am ganzen Leib zu zittern anfangen, wenn sie davon sprechen!

Und ähnlich soll es ja überall zugehen!

Wo Sie auch hinkommen, immer und überall, ringsumher auf den großen Kirchhöfen ist wenigstens immer einer, der da herumgeht — und sozusagen nur noch da hingehört!"

„Freilich," — erwiderte Morton mit einem Ruck, als der andere schwieg.

Er hatte längst aufgehört, mit Bewußtsein dem Wortstrom des Mannes zuzuhören.

Aber tief in sich empfand er es jetzt noch stärker als vorhin, als wüchse irgendeine Frage in ihm auf —: etwas, das ihm zugleich schwer auf der Seele lag und ihn diese beiden Jahre heimlich mehr und mehr bedrückt hatte — und doch etwas, was ganz sinnlos war, etwas Oberflächliches und Lächerliches, das nichts bedeutete — weder für ihn noch für Sie!

Er spürte plötzlich die Hitze, die erdrückend über seiner Brust lag, fühlte gleich darauf in seinem Handgelenk den Puls mit kurzen, harten, unregelmäßigen Stößen hämmern, als habe er Fieber vor Erwartung —:

„Es mag etwas daran sein, was Sie sagen!" — entgegnete er, und ohne zu wissen warum, wiederholte er grübelnd einen Satz, der noch in seinem Ohr klang — „daß wir das Glück vergessen, uns aber an das Unglück anklammern, als gäbe es nichts weiter in der Welt als das!"

Sie standen einen Augenblick beide schweigend da.

Von drüben aus der Richtung her, wo die Kapelle lag, rot und massig mit ihrem bläulichen Schieferdach und dem plumpen Sandsteinkreuz auf dem Giebel — kam auf einmal ein leiser, kühlender Windhauch.

Die Luft ward jäh angefüllt von sonderbaren, flüsternden Lauten, Blatt das sich gegen Blatt bewegte, das Wogen der Blumen zwischen ihrem Laub. Aus der Erde schien plötzlich für einen Augenblick sich der feuchte, blasse Atem all des wimmelnden Lebens da unten bei den Toten zu erheben.

Fortsetzung folgt

Mein Ursprung ist . . .

Als Totenkopfschmetterling
Schwebe ich schwirrend, tiefen Blaus trunken,
Wo die Teppiche prangen im Brautgeschmeide.

Mein Ursprung ist im heiligsten Wald der Nacht.
Ich komme zu meinen Kindern, den blühenden
Blumenkelchen,
Die keuschen Stirnen im Kuss berührend,

Meine Fittiche hissen den schwarzen, sanften Sieg.
Ich will allen einen großen Frieden sagen.
Ich bin ein Engel der seidenwallenden Mutter.

Josef Tress

Der Kinematograf

H. Reichenberger

Zwischen den bunten Ufern der Volksfestbudenstraße plätscherte der Fluß von Menschen. Helle Blusen und Hüte kräuselten Schaum in seine schwärzlichen Wellen. Um einen Wachmann teilte und schloß sich der Strom und ein verlassener Kinderwagen trieb ruckweise mit.

Da leuchtete die Aufschrift

KINEMATOGRAF

Es waren schmerzlich spitze Buchstaben, betupft von rötlichen, weh in den Tag brennenden Glühlampen, heiße Angelhaken, die Augen und Hirn stechend faßten und aus dem Strome fischten.

Plakate knallten Farben von der Budenwand in die Luft und vor einem Spiegel in krampfgewundenem Rahmen wackelte eine rote Pleureuse über einer geschminkten Kassiererin.

Aus dem Zeltbauch war ein Hautstück herausgespreizt und dahinter sah man die Dampfmaschine arbeiten. Ein rothaariger Maschinist, der einen Buckel wie ein Zebu hatte, griff ihr hie und da in den Bauch und sie hustete Dampf aus und strampelte mit dem Kolben auf die Kurbel, eifrig und wichtigtuerisch, als müßte sie mit ihrem Schwungrad etwas enorm Bedeutendes, wie vielleicht den schönen Lehrsatz von der Bewegungsenergie oder so etwas Aehnliches erst erzeugen.

Der Zebuhöckrige warf ihr Fraß in das runde Maul und schlug ihr dann den Deckel darauf und sie fauchte gutmütig. Es war etwas charakteristisch Männliches in ihrem Getue . . . wie sie so emsig arbeitete, geschäftig und ein wenig beschränkt und selbstzufrieden . . .

Am Riemen aber prasselte die Dynamomaschine. Seltsam war die blaßgeäderte, fleischlichweißliche marmorne Schalttafel — wie der Leib eines Weibes.

Ampère- und Voltameter sind wie Augen, messingumrändert — starr, weit aufgerissen — und über dem glotzenden Weiß dieser Augen flimmert ein schwarzer Punkt und zuckt in geheimnisvollen Erregungen.

Die ganze Tafel zittert — in wahnwitziger Wollust — die Maschine flagelliert sich qualläustern am klatschenden Treibriemen — die nackte Fläche mit ihren schamlos vorgereckten Organen schauert im Lustfieber der Exhibition ihrer Nacktheit.

Da kommt der zebuhöckerige Maschinist und greift nach dem Leib und seine rothaarige Hand packt eines der Organe — brutal — da erstarrt das Zittern — ein Augenblick atemloser entsetzlicher Lust — dann schlägt es in den Augen in wahnsinnigem Zucken weit aus und tobt auf und ab; ein paar bläuliche Funken springen knisternd auf an dem Hebel, an dem die rotborstige Hand liegt.

In einer Vorschaltbirne glüht es an und aus — wie ein plötzlich gereizter Zahnnerv — eine spiralige Wunde hat sich in die Luft gebrannt.

Dann verzittert der Krampf. Der Maschinist spukt aus, hängt seinen Pfeifenkloben in die Zähne und sieht der Maschine breit und grob in die Augen . . . gleichmäßig glücklich bebt sie unter der Peitsche des Riemens.

Wie seltsam, warum tat er es nicht? Ein Drehen des Hebels, ein paar knisternde, grünbläßliche Funken — und alles wäre aus — dieses wundersame Leben abgewürgt, der Luststrom in diesen Nerven erdrosselt, mit einem Druck, ein Druck — es müßte unsagbar süßes Grausen sein. Alles aus, das Leben, das an diesen Nerven drinnen im Zelt zittert auf der hellen Leinwand, alles aus! Der kleine Willi mitten in seinen Streichen, die Bahnräuber mit der vorgehaltenen Pistole, Onkel Pinki, der freien geht, das Schiff gerade im Stapellauf, alles aus! Dieses kleine und dumme Leben, das in huschenden Formen zittert wie in Furcht und in eiliger Flucht vor der Entdeckung, daß es gar nicht ist, aus, plötzlich verschwunden, ins Umrißlose, in das wundersame Nichtsein! Ausgetilgt, tot ohne Leichen von Dingen!

Warum tat er es nicht! War er zu blöd-gutmütig für solche Lust? Da träufelt er der dummeifrigen Dampfmaschine Schmiere in die Gelenke und schüttet ihr Wasser vor, das sie in schlapsenden Pumpenzügen säuft. Aus, alles aus, auch die Orgel hätte ersticken müssen, weil ihr Motor auch an der Dynamo hängt. Die Orgel, die ist es, aus der dieses Seltsame steigt.

Wie durch Zähne saugt sie zwischen die spitzen Pfeifen die Luft ein, die in ihrem Körper in wehen Schmerzschreien zu Tönen verbrennt. Wie lichtlose Flammen steigt dieses atemlose leiernde Jammern auf und leckt an Hirn und Seele und brennt davon Verstand und Willen wie Einwickelpapier ab. Die nacktgebrannte Seele hängt ohnmächtig an diesem Bann. Wie die Marionetten am Orgelgehäuse. Wie es dem buntlackierten Kapellmeister ekstatisch Kopf und Augen reißt, wie der Tacktstockt hackt, tsin — tsin — tsin —, in verrücktem Krampfrythmus, in peinigendem Zwang. Eine Enge spannt sich um die Seele. Aus abgründigen Verließen des Bewußtseins saugen die Orgelbälge rätselhafte Empfindungen. Wie seltsam ist die Maske dort an der Zeltwand! Eine graue Fratze in rohen breiten Strichen, gemalt um ein großes schwarzes Mundloch herum mit glotzenden gräulichen Augen!

Da steigt, langsam, wie heraufgezogen aus tiefen Brunnenschächten, die Erkenntnis auf: Gott, so ist Gott! das ist Gott! diese Maske dort! Ein Fratzenantlitz, leer, grau, gemalt um ein Loch herum. Eine häßliche Fratze mit leeren stieren Augen. Siehe wie diese Augen glotzen in das zitternde Leben da unten in der Budenstraße. Ein plätschernder Menschenfluß mit weißem Gekräusel, ein Wachmann, ein Kinderwagen, das ganze Budenwerk und Gewinkel über den flirrenden Plan des Volksfestes hin bis hinüber zu der Windmühle, die schwerfällig in die Luft fuchtelt wie ein unverstandener Dichter, die ganze Stadt, alles, ist ja nur eine phantastische, verrückte Projektion, ein Spiel für diese grauen Augen. Ein bleiches Gottesantlitz starrt, in gräßlicher unheimlicher Lust am Nichthandeln, in dieses kleine, dumme Leben, das da in huschenden Formen zittert wie in Furcht und in eiliger Flucht vor der Entdeckung, daß es gar nicht wirklich i s t. Ein Schein, hereingefilmt in die blaue Zeltbude, ein buntes Flimmerspiel von Narren und Leidenden für einen gafflüsternen Gott!

Im Irgendwo, hinter der Sonnenbrennlinse, surren die Motore. Ungeschlachte Kräfte sind am Werk und tausendfältige wundersame. Welch ungeheurer Apparat, welche Aufmachung für den seit Jahrtausenden geleierten Schlager! Welcher bucklige Maschinist steht an der Schalttafel der Dynamo, die dieses Leben erregt? Ein Hebeldruck und alles wäre aus, verschwunden in das Umrißlose, in das süße Reich des Nicht — seins — verschwunden, tot ohne Leichen von Dingen, warum tut er es nicht? warum?

Jetzt, jetzt, der Maschinist geht zum Schaltbrett, ah, die rote Hand hat einen Hebel im Genick, jetzt.

Da — tschrrr — ein Licht kreischt auf, wie ein Gelächter.

Ein silbern-bronziertere Engel hat die Bogenlampe in der Hand aus der breites Licht auf das Fratzenbild klatscht.

. . . Ah — der Erzengel Michael! MICHAEL! WER IST WIE GOTT?

Da gluckste es in der Orgel . . . ein Stück war abgelaufen, stotternd hob ein neues an. Das riß eine Lücke in den Bann und durch diese Lücke stieß es sich herein: Wie lächerlich! He! Kino, Kino! Gott ist kein Kopromane!

Eisenbach

Ein gleichgültiges Varietélokal. Spießer essen zu den Klängen des Marsches „Franz Freiherr Conrad von Hötzendorf." Man denkt einen Augenblick daran, daß Oesterreich während des Balkanwirbels nur von Auffenberg nach Hötzendorf vorrückte — aber Heinrich Eisenbach hilft „nach wie vor" den Besitzstand wahren. In Wien, wo sich die auf das alte Burgtheater folgenden s i e b z i g magern Jahre in den Herren Gerasch und Höbling inkarniert haben, inmitten der zahllosen Unterkompensationen ehemals vorhandener Begabungen, zwischen dem Klitsch und Kitsch, im Klatsch und Quatsch dieser herrlich versinkenden Stadt, wirkt als Protest gegen zäh gesprochene Burgtheaterjamben und als Echo des schlecht assimilierten Jargons der Premierenbesucher H e i n r i c h E i s e n b a c h. Er würde natürlich sofort behaupten, er wirke nicht, er sei doch kein Strumpfwirker. Aber zwischen den Hunderten Gänslereigehilfen, czechischen Hausmeistern, Schlossern, Artisten, Infanteristen, alten Provinzjuden und zwischen Leopoldstädter Gewerbetreibenden, die in ihm stecken, ist gewiß auch ein bürgerlicher Strumpfwirkermeister in Eisenbach verborgen. Nun, verwandlungsfähig, polymorph scheint leicht ein Schauspieler dem naiven Publikum, und beschränke er sich auch bloß auf ein ödes Maskenkünstlertum. Eisenbach aber, den in Wien die Kritiker totschweigen, damit auch die Varietéinseratenagenten was zum Leben haben, Eisenbach wirkt immer plastisch, erstarrt sofort in der jeweils angenommenen Form, ist jetzt jeden Zoll ein Hausierer, nicht ohne in fünf Minuten als intensiv böhmischer Feuerwehrhauptmann zu versteinern. Der Naturforschertag ließ sich diesen Proteus entgehen, da stellte sich Eisenbach selbst aus freien Stücken in den Dienst der Wissenschaft, er spielte das Wunder des Heiligen Darwin, ward rückfällig, kraft einer unerhörten Mimik des Körpers wandelte sich seine Haut atavistisch in Pelz, er glitt selbstbewußt und wankend mit einem Affengebiß durchs Zimmer.

Kein morbider Rest ist in der gesund gestaltenden Kraft Eisenbachs nachweisbar. Und doch macht gerade er uns das Verzauberte, Verwunschene, Irreale, Imaginäre aller Existenzen fühlbar. Wenn er der von höher wohnenden Mächten besudelte Hausmeister ist, fühlt man über alle tiefe Komik hinweg, alles irdische Leben ist unwahr, es k a n n keinen so sehr ins Tiertum, in eine armselige Latrinenexistenz verstoßenen Menschen geben, wie es dieser verwunschene Hausmeister ist, den Eisenbach so unheimlich realisiert. In jeder seiner Inkarnationen, in den bald launisch-frechen, bald mitleiderregend-labilen Fleischwerdungen dieses jüdischen Mahadöh spukt unerachtet aller empirischen Wahrheit etwas Geisterhaftes und überträgt sich auf den nervös die plumpen und lange nicht so dynamisch gemeinen Derbheiten und Obszönitäten der Eisenbachkomparserie ablehnenden Zuschauer. Sowie sich eines dieser schauspielerisch gewiß, stimmlich keineswegs begabten Wesen regt, möchte man auffahren bis an die Decke, geisterhaft verdampfen und erst wieder zurückkehren, wenn Eisenbach die Bühne betritt. Unter allen Schauspielern dieses Sekulums, das sich längst in zahllose Herrn namens Sekules verwandelt hat, spielt er diesen am besten. H e i n r i c h E i s e n b a c h s p u c k t v i e l b e s s e r a l s d i e m e i s t e n W i e n e r S c h a u s p i e l e r s p r e c h e n. Dieser Eisenbach ist in dem begabungs- und blutarmen Wien ein starkes Levicowasser, eine Nährquelle. Und obwohl die Nachwelt dem Mimen sonst keine Kränze flicht, dieser Orpheus des Budapester Orpheums vermöchte den Totenrichter gewiß auch dazu zu bewegen. Er brauchte ihm nur einen einzigen Witz zu erzählen und „der Herr kaiserliche Rat" wäre vor Lachlust wehrlos.

Albert Ehrenstein

Die Schwermut des Genießers

Artur Babilotte

Aus Mia Miranas Tagebuch

4. November 1903

Der Traum ist aus. Wir haben den Mut gehabt, selbst ein Ende zu machen. O Geliebter, ich fühle noch deine weichen weißen Hände auf der Haut meines Leibes. Ich höre noch deine süße Stimme . . . Deine Stimme war so müd und klagend. Es war still in uns, als wir uns zum letztenmale küßten. Wie liebe ich deine Schwermut! Sie ist deine Seele. Der Traum ist aus; wir gehen einsam unsere Wege. — Welch ein verachtetes Wesen bin ich! Aber welch ein angebetetes Weib will ich in wenigen Jahren sein! Deine Liebe und unser Mut zur Entsagung — sie werden mir Kraft verleihen. Welch ein frohes starkes Lachen hebt in mir an . . . ich möchte die Arme breiten. Wie will ich arbeiten, um das zu werden, wozu ich die Kräfte in mir fühle!

12 Uhr. Zum erstenmal muß ich heute einschlafen ohne das süße Bewußtsein deiner Nähe. Du bist immer bei mir, auch wenn du sehr fern von mir weilst.

20. Mai 1904

Heute hat er Geburtstag.

Und ich bin nicht bei ihm. Auch er hat dies Gefühl — oder seine Liebe müßte kleiner sein, als die meine. O Geliebter, meine Liebe ist so groß, daß sie mein ganzes Leben füllen wird.

Der erste Geburtstag, den wir zusammenfeierten, war auch der letzte. Du Lieber . . ., damals kannt ich dich erst wenige Tage; schüchtern und fast verängstigt saß ich bei dir, und du hieltest meine Hände und streicheltest sie.

„Du Glückliche, die du mich gerettet hast," sagtest du. Wie klagend war deine Stimme, auch wenn sie Fröhliches sagte.

Und ich sah dich nur immer an und war beseligt ohne Maß. Ich verging in dir, du nahmst mich auf und alles war schön, rein und zart . . .

11. Spetember 1904

Am Morgen war ich bei Direktor Scherff. Er hat mich „entdeckt". Er staunt über meine Stimme . . . Ich fühle mich seltsam ruhig; es ist eine große glückliche Stille in mir. Ist es nicht ein Zufall, dem ich dankbar sein muß? Morgen soll ich wiederkommen . . . der Direktor will mir Vorschläge machen. Johannes, wenn es, wenn es doch möglich wäre . . .!

23. Auguste 1905

Wie lange ist es schon, seit ich zum letztenmal seine Lippen küßte! Ich glaube, nie hätte ich die Kraft besessen, mich emporzuarbeiten, wenn nicht dieser süße Schmerz in mir säße und mich ewig friedlos sein ließe. Ich will, wie er, würdig werden der Kunst.

5. Januar 1906

Ich bin müde . . . und doch, meine Kraft ist unerschöpflich. Heute trat ich zum erstenmal als Carmen auf. Ich wirkte wie ein Dämon, ich lähmte. Welch eine Macht besitze ich! Ich w a r Carmen, ich war ein schönes Raubtier. Bin ich nicht gefährlich, da ich ganz versinke und mich selbst nicht mehr kenne?

20. Februar 1906

Von Tag zu Tag wächst meine Furcht vor der Großstadt. Ich hasse dieses Ungeheuer! Immer hat man das Gefühl, von Feinden umlagert zu sein. Diese Millionenstadt ist mitleidlos. Selbst wenn sie vergöttert. Ich bin unzufrieden mit den Menschen, am meisten aber mit mir selbst.

1. September 1908

Jetzt bin ich auch in Leipzig durchgedrungen. Auch hier erstarren die Menschen vor meinem Spiel. Ich erkenne immer deutlicher, daß die Menschen zu naiv sind, um ein Kunstwerk zu genießen, und doch nicht naiv genug, um sich ihm hinzugeben. Der Glaube fehlt ihnen. Aber ich

beginne die Großstadt zu lieben, weil sie mir Grund zu einem gesunden Haß gibt.

10. Dezember 1908

Eine Unruhe ist in mir, die beständig wächst. Ich beginne mich zu fürchten, und weiß doch nicht, vor wem . . .

19. Dezember 1908

Es wird immer schrecklicher. Mein Gott, was ist dies nur? Ich setze mich jeden Nachmittag in ein Café und studiere die Kunstnachrichten aller erreichbaren Blätter. Ich suche seinen Namen.

1. Januar 1909

Ich weiß mir nicht mehr zu helfen vor Unruhe. Jeden Tag fragt mich der Direktor, ob ich krank sei . . . Ich sehe entsetzlich aus. Alles widert mich an. Geliebter, du bist grausam, daß du dieses entsetzliche Schweigen solange erträgst. Welche kleinmütigen Gedanken. Bald wird Johannes eine große Tat vollbringen . . . und ich bin, die ihm half, das Große zu schaffen.

12. Mai 1909

In einigen Tagen hat Johannes wieder Geburtstag. Nun ist es schon sechs Jahre her . . . da feierten wir ihn zusammen. Ich liebe ihn heute mehr als je. Seine Seele begehre ich. An die Vereinigung unserer Leiber denke ich mit einem süßen Schmerz zurück. Es war ein gestaltgewordener Traum; ich verlange nicht wieder danach; die Flamme meine Liebe brennt rein und still. Ganze Wochen lang gehe ich umher, frei und fröhlich, und danke der Entsagung, die mich groß gemacht hat. Sie hat alle Schönheiten in mir emporgezwungen, sodaß mein Wesen weit und bunt wurde. Die Entsagung hat mich erst geboren, die Künstlerin . . . aber, es gibt Augenblicke, in denen ich nur Frieden haben möchte.

2. September 1909

Welch ein Tag! Welch ein befreiender Tag! Nach der Probe teilte mir der Direktor mit, daß in der Saison das Werk eines Komponisten, dem er verpflichtet sei, aufgeführt werden solle. Die Partitur lag vor ihm. Das Werk des Geliebten! Ich mußte an mich halten, um die Blätter nicht zu küssen. Es ist unendlich hell in mir geworden. Jetzt kommte die Tat, die ich vollbringen soll, die Tat, zu der alle Mühen und Nöte der vergangenen Jahre Stufen waren . . . Jetzt kommt die höchste Vereinigung mit dem Geliebten! Ich will sein Werk verkünden, und indem ich mich seinem Werke hingebe, werde ich er, ganz er . . .

9. Januar 1910

Wie groß ist sein Werk! Ich bin ganz in ihm aufgegangen. Morgen ist die vorletzte Probe. Ich werde sie zwingen, die Zweifler.

19. Januar 1910

Morgen ist die Aufführung.

Jetzt bin ich wieder stark und froh. Ich will eine Vorfeier des großen Glückes halten.

20. Januar 1910. Morgens 10 Uhr

Ich fiebre. Ich taumle zwischen Seligkeit und Angst hin und her. Wie unruhig und unzufrieden bin ich! Kommst du, Geliebter? Wie grausam, immer noch schweigst du . . . Es ist wahr, wir haben uns gelobt, nie nacheinander zu forschen. Wie schwer und wie herrlich ist die Entsagung!

Nachmittags 3 Uhr

Jetzt weilt er wohl bereits in der Stadt. Ich habe den nüchternen Menschen vorhin im Café von seinem Werk erzählt . . . sie waren alle gebannt. So, wie diese, will ich heute abend alle gewinnen.

Wie er wohl aussieht? Ob er immer noch so bleich und schön ist? Vielleicht ist der Blick seiner Augen noch seltsamer, wunderbarer geworden.

5 Uhr

Ein Brief von ihm! Ich küsse die geliebten Zeilen . . . Er ist mir wieder nahe . . . Ich werde vor ihm spielen, sein Werk den Menschen verkünden, und er wird mich anblicken mit seinen tiefen strahlenden Augen. Er erwartet mich nach der Vorstellung . . .

Nachts 1 Uhr

Die Menschen schrien vor Entzücken. Der Geliebte hat gesiegt. Er ist wunderbar still und versonnen. Ich habe wieder seine weißen Hände gestreichelt, seine tiefen Augen haben wieder in meinen gestrahlt . . . Welch eine süße Stunde liegt hinter mir! Groß und laut ist mein Schmerz geworden. Nun sitzt er nicht mehr verborgen irgendwo im Herzen, nun kommt er aufdringlich zu mir, und ich, ich liebe ihn, ich begehre ihn, ich fiebere nach ihm. Wie schön ist er! Wie konnte ich mir einreden, daß mir seine Seele alles sei? Ich habe wieder seine weiche, leise singende Stimme gehört. Ich versank in dem tiefen Wohllaut.

Geliebter, warum hast du das getan? Nun hast du dich an eine andere gefesselt . . . Es ist besser, daß wir nicht immer zusammenblieben. Es ist besser so. Liebt du sie mehr, als mich?

Johannes, Geliebter, warum hast du mir das getan?

26. Januar 1910

Ich bin matt und mutlos. Ich spiele ohne Liebe, ich sage nur die Worte und denke an ihn. Mein Beruf macht mir keine Freude mehr. Ich denke immer nur die Gedanken seines Werkes. Ich habe das Höchste erreicht, nun fällt alles, was Vorarbeit war, von mir ab.

28. Januar 1910

Bin ich dir nichts mehr, Geliebter? Warum kommst du nicht? Warum schreibst du nicht? Werde ich stark genug sein, dies bis zum Ende zu tragen? Ich will stets an dich denken, Johannes, ich will stets an dich glauben. Denn der Glaube ist alles. Mein Leben wird einsam sein. Aber manchmal habe ich Augenblicke, in denen eine selige Ruhe in mich einzieht. Dann fühle ich, daß ich nicht zerbrechen werde an dieser Liebe. Wenn es mir gelingen wird, dieses starke verachtende Lachen festzuhalten, dann wird wohl alles so gut werden, wie dies möglich ist —

* * *

Der Arbeiter Jörg Martin hatte das gefunden, was er gesucht hatte in den Nächten des Lernens und Höherwollens: Befreiung.

Als er noch im Trubel bewegter Volksversammlungen stand, seine klugen Augen über die Gesichter der Männer hinschweifen ließ, und die tägliche Not in diesen harten Gesichtern sah; als er aus allen Augen Drohungen oder Bitten oder Hohngelächter las; als er, Wort für Wort abwägend, diesen Hunderten von versammelten Proletariern seine Arbeiten, seine Hoffnungen, seine Zukunftspläne vorlegte; als er mitten in seine begeisterten Worte einen beifälligen Ruf oder ein verächtliches Zischen hineinfallen hörte —: in jener Zeit war er glücklich, trotz dem Elend, in dem er und die Klassengenossen saßen; trotz der Feindschaft, die ihm der große, gefürchtete Sozialistenführer Julius Todt entgegenbrachte; trotz der manchmal in seinem Hirn aufzuckemden Zweifel an der Verwirklichung seiner Träume. Er hatte, das stolze Bewußtsein gehabt, Kämpfer unter Kämpfern zu sein, Elend zu leiden, wie sie, rettungheischend nach Osten, wo die Sonne aufgehen sollte, zu blicken, wie sie.

. . . Wie klein und kindlich erschienen ihm jetzt die Heldenträume jener Tage und Nächte! Eine Offenbarung hatte ihn beglückt: Die Schönheit. Wenn er auch früher nicht geschrien hatte, wie sie alle, der Proletariertrotz hatte auch ihn gelenkt und seinen Wünschen und Hoffnungen Richtung und Ziel gegeben. Wenn er auch in sich eine geistige Ueberlegenheit über die Genossen fühlte, er hatte doch nicht gewußt, um wie viel höher ein Mensch mit seltenen Gedanken steht. Jetzt wußte er, daß Proletarier in alle Ewigkeit Proletarier blieben, auch wenn ein Messias ihnen Schätze und Ehre und Macht vor die Füße legte.

Aus dem Arbeiter war ein Mensch geworden, der Schönheiten ahnte, die allen seinen Klassengenossen verborgen waren. Durch den Umgang mit dem Künstler hatte er sich selbst erst ganz kennen gelernt. Für die materielle Unabhängigkeit der Proletarier hatte er gekämpft, und gewähnt, was alle wähnten: Daß sie geistige Höhen erreichen würden, wenn sie erst ohne täglich wühlende und niederdrückende Sorgen leben konnten. Jetzt aber glaubte er, daß eine geistige Harmonie den Menschen unfähig mache, trostlos zu sein.

Ohne Zittern trat Jörg Martin vor die Proletarier der Großstadt, die er zusammenrief, um ihnen die Schönheit zu predigen, das edle Gleichmaß in Wort und Tat, und ihnen zu sagen, daß in der Musik das Höchste erreicht sei, was ein Mensch erreichen könne.

Dumpf und schwerfällig stand die Luft in dem großen Saal. Die Wände reckten sich gespensterhaft weiß in die schwer geschnitzte Holzdecke. Durch hohe schmale Fenster glänzte ein grauer Schneehimmel. Der Saal machte den Eindruck eines Betraumes. Hier versammelten sich die Genossen, wenn sie Beschlüsse fassen, neue Pläne erwägen, neue Hoffnung schöpfen wollten. Hier kamen verbitterte arme Menschen zusammen, um zu einem widrigen Schicksal mit trotzigen Worten zu beten: Wir wollen dich zwingen, uns gnädig zu sein!

Schlicht, fast ärmlich lag der Saal unter der dunklen Holzdecke. Er gab den vielen Arbeitern das Gefühl, daß sie hier nicht nötig hätten, bedrückt zu sein und sich benachteiligt zu fühlen. Er mäßigte ihre Verbitterung; aber bald fachte er sie auch an, indem er diese gequälten Menschen an die Dürftigkeit ihres Daseins erinnerte. Dann blitzten ihre Augen auf, ihre Hände ballten sich zu harten Fäusten, ihre Herzen schlugen wilder und heißer . . . Sie fühlten ihre Not, aber zu gleicher Zeit auch ihre Macht, wenn sie zusammenstanden und kämpften wie ein Mann.

. . . . Ohne Zittern trat Jörg Martin vor die Proletarier der Großstadt. Als er von der Rednertribüne herab ihre Gesichter sah, fühlte er sich heimisch unter diesen rauhen, vom Leben zerschüttelten Männern.

Stolz im Bewußtsein seiner großen Aufgabe begann er, zu reden. Er sprach in der Sprache des gewöhnlichen Mannes, was ihm im Herzen lebte; er versuchte nicht, die einfachen Menschen mit feingeschliffenen Worten zu betören. Fröhlich flossen seine Worte und gewannen manchen der Proletarier durch ihre ungewollte Schönheit.

— Freunde, sprach Jörg Martin, ihr wart erstaunt, als ihr meinen Aufruf last. Ihr konntet euch nicht erklären, wie dies zusammenhinge: Ein Arbeiter, ein Genosse, der von der Schönheit des Lebens redet, der von schönen Worten und Bewegungen erzählen will. Die meisten von euch haben gelacht . . . Und die meisten sind hier aus Neugierde: Was wird denn dieser sonderbare Kerl zu erzählen haben? Und ihr habt Recht, wenn ihr lacht. Denn, was ich euch sagen will, hat euch noch keiner gesagt, und es wird eine Zeit vorübergehen müssen, bis ihr mich ganz versteht.

Denn, Freunde, ich will euch nicht erzählen von der Freude am äußerlichen Genuß, den euch eure Führer als das Begehrenswerteste im Leben schildern . . . Ich will euch vom innern Genuß erzählen. Mögt ihr arm sein oder reich, schön oder häßlich, die Tür zu diesem Genuß steht euch offen, ihr könnt den Fuß über die Schwelle setzen, wann ihr wollt.

Sie saßen und wußten nicht, was sie aus dem Mann und seinen Worten machen sollten. Ein paar junge Burschen lachten spöttisch. Aber ein Alter vor ihnen drehte sich um und schalt. Manchmal nickte dieser Alte mit dem Kopf, manchmal zog er die Schultern hoch. Eine ewige Unruhe lief über sein Runzelgesicht. Dies war einer der besten Redner der Sozialisten. Seine Stimme war eintönig, seine Worte trocken und geradeaus —, aber seine Augen tauchten alle Nüchternheit in Glut.

Ob ihr außergewöhnlich klug seid oder nur soviel wißt, als ihr zum täglichen Leben nötig habt; ob ihr euch gern vergnügt bei einem guten Tropfen oder bei Kartenspiel oder bei Gesang und Tanz; ob ihr gern die Zeitung eurer Partei oder billige Romane lest; dies alles kommt nicht in Frage. In Frage kommt nur, ob ihr es versteht, eure Liebhabereien und eure Veranlagung nach allen Seiten hin zu schleifen und in eine schöne Form zu bringen. Wenn ihr dies versteht — und jeder von euch wird es können —, dann werdet ihr keine unschönen Worte mehr sprechen, keine häßlichen Gedanken mehr in euch großwerden lassen, dann werdet ihr maßvoll sein. Wer aber maßvoll ist, ist zufrieden.

Das ist das große Glück, Freunde, das euch die Zukunft bringen soll. So einfach und unscheinbar es aussieht, so schön und beglückend ist es.

Die vielen Proletarier, die bis dahin still und regungslos gelauscht hatten, begannen, unruhig zu werden. Einige gähnten, die Ungestümeren pfiffen leise oder lachten.

Der Alte mit dem Runzelgesicht aber erhob sich schnell und mühelos, schob sich zwischen den andern hindurch nach dem Mittelgang und schritt nach der Tribüne. Jörg Martin sah ihn kommen und nickte ihm zu; dies war einer, der ihn ernst nahm, das sah er.

Ich möchte nachher ein paar Worte reden! sagte der Alte mit klarer Stimme. Alle Unruhe erlosch, als diese Stimme ertönte.

Und Jörg Martin entrollte den Proletariern der Großstadt das bunte Gemälde seines Glaubens und seiner Hoffnungen. Seine Stimme wurde begeistert, seine Bewegungen größer und mitreißender. Schon der Gedanke, daß einer im Saale war, der ihn nicht abtat, gab ihm eine tiefe Freude. Er erzählte von dem Tag, an dem er den Künstler kennen gelernt, von dem Reichtum, den ihm dieser geschenkt hatte. Er erzählte von seinen Nächten, von den vielen Enttäuschungen.

Groß ist das Ziel, sagte er, das die Sozialdemokratie erreichen will. Sie sagt: Euer einziges Bestreben sei, unabhängig zu werden. Alles andere fällt euch dann von selbst zu. Ich aber glaube, Freunde, wir müssen erst Menschen werden . . . Sind wir das, wird sich uns manches besser gestalten. Und vor allem sind wir dann reif und ernst genug, das Errungene nicht zu entweihen.

Unsinn! schrie einer, der ganz in eine Ecke gedrückt stand.

Ob wir so verhungern oder so, ist egal! ein anderer.

Die klare Stimme des Alten verwehte ihre Unzufriedenheit.

. . . Und Jörg Martin sprach weiter. Der aufkeimende Widerstand machte ihn trotzig und stärkte seinen Mut.

Freunde, weist mich nicht ab, ohne nachgedacht zu haben. Was habt ihr erreicht mit Schreien und Drohen? Nichts wird mit Gewalt und Trotz erreicht . . .

Das hat der Nazarener auch gesagt! schrie ein junger Bursche und spie aus. — Wir lassen uns nicht mehr zu Lämmern machen, verstanden?!

Der aufsichtführende Beamte erhob sich halb von seinem Sitz. In seinen strengen Augen glühte ein verachtender Zorn. Aber der junge Proletarier lachte nur verächtlich und spie zum zweitenmal aus.

Will wohl das Fliegen lernen, der grüne Junge! knurrte der Alte. Solches Gemüse hat den Mund zu halten . . . .

Der Junge springt auf, fuchtelt mit den Armen, schreit: — Oho! Hab dasselbe Recht wie alle! Kann reden, wann ich will!

Stimmen schrillen auf. Das Schimpfen des Jungen gellt. Aus wilden Augen schießen gefährliche Blitze. Drohend sausen seine Fäuste durch die Luft. Der ganze Grimm des Proletariers bricht aus und stürzt über die Versammelten. Festgebohrt haften die plumpen Schuhe am Boden, Jeder Muskel ist Kraft und Wildheit. Ein Brausen vieler Stimmen überschwemmt den großen Saal, bricht sich an den Wänden, ebbt zurück.

Oben auf der Tribüne steht Jörg Martin. In seinen Augen glüht die Not dessen, der fühlt, daß er für seinen Glauben viel leiden muß. Er sieht in dem Jungen nicht nur den einzelnen empörten Menschen —: er sieht in ihm das ganze in Wut und Haß gepeitschte Proletariat, die junge Mannschaft, die nach Lebensgenuß und wilden Freuden giert.

Die Stimmen, die den Jungen loben, mehren sich. Der Lärm schlägt flammend empor. Der Beamte schreit dazwischen. Seine Stimme zerbricht an dem Uebermaß der Schreie. Da dröhnt eine andere Stimme auf, hart, als werde jedes Wort zu einem Gewaffneten, der unter die Tobenden tritt.

Rücksichtslos drängt sich der Alte durch die zusammengescharten Menschen, die gerückten Stühle — sein Schritt dröhnt so hart wie seine Stimme. Gewandt schwingt er sich auf die Tribüne. Da steht er, ein Funkeln in den kleinen Augen, ein Zucken in den Fäusten, und mißt die lärmenden Genossen. Murrend verkriecht sich der Lärm.

Nur der junge Mensch brüllt weiter.

Ob du jetzt still bist?

Der dröhnende Anruf wirft ihn zwei Schritte zurück. Dann taumelt er, rasend bis hart an den Fuß der Tribüne vor.

Hast immer mehr zu den Reichen gehalten, als zu uns, alter Duckmäuser! Wenn dirs bis jetzt keiner gesagt hat, was für ein falscher Hund du bist, jetzt sag ich dirs!

Gewandt weicht der Alte der Besudelung aus, springt dem Tollen ins Genick, schleudert ihn vor sich her, wirft ihn mit breiten Armstößen durch die Menge, zerrt ihn zur Tür hinaus. Sorgfältig riegelt er zu und geht zurück und steht wieder ehern oben.

Schämen sollt ihr euch! Wollt wie anständige Menschen behandelt sein und seid schlimmer als das liebe Vieh . . . Vierzig Jahr geh ich in die Fabrik, fünfunddreißig bin ich Sozialdemokrat — Aber daß ich einen Menschen, der in einer Versammlung seine ehrliche Meinung gesagt hat, daß ich den niedergeschrien hätt — Pfui! Ihr wollt Gleichheit . . . und wenn einer kommt, der nicht gerade so denkt wie ihr, pfeift ihr ihn aus und verekelt ihm mit schnoddrigen Anrempelungen alle Courage. So, das wollt ich euch zuerst sagen.

Jetzt will ich auf das zurückkommen, was der Genosse gesprochen hat. Viel lernen könnt ihr schon von ihm. Vor allem Anstand. Denn, wer gleichberechtigt sein will, muß sich auch wie ein anständiger Kerl benehmen können . . . Der Genosse sagt: Erst muß der Mensch in sich abgerundet sein, dann kommt in zweiter Linie die Besserung seiner Lage. Darin bin ich ganz anderer Meinung. Erst muß der Mensch ohne schwere Geldsorgen leben können.

Genossen! Der Vorredner erzählt, daß er ein begeisterter Sozialdemokrat war. Er hat Steine auf dem Weg gefunden . . . Steine gibts auf jedem Weg. — Ausgenommen auf den Asphaltstraßen der Reichen. Und so eine Straße will uns der Genosse führen — — — Wir sollen uns vornehme Gedanken aneignen, vornehme Bewegungen, vornehme Worte. Er meint, wir sollen alles Unschöne aus uns herauswerfen, edle Menschen werden. Aber ein Mensch, der sich für sich und seine Familie Tag um Tag abrackern muß, hat keine Zeit, sein Inneres zu säubern. Erst Befreiung von den Sorgen, dann Veredlung.

Die Musik empfiehlt er uns. Die neue Musik besonders. Er hat von einem Künstler geredet, den er kennen lernte . . . Wenn ich nicht irre, wurde von dem neulich was im Theater gespielt . . . Wenn ich offen sein will, muß ich sagen, solche Musik verstehen wir nicht; dazu sind wir zu derb. Dem Genossen gebe ich einen guten Rat: ja nicht zu hoffen, daß er mit schöner Musik die Arbeitermassen gewinnen kann. Wir müssen ein gutes Essen haben, wenn wir arbeiten sollen. Von schöner Musik werden wir nicht satt. Und noch eines möcht ich dem Vorredner sagen: Warum bleibt er nicht bei der Sozialdemokratie? Sie erreicht immer größere Erfolge und in einigen Jahrzehnten wird sie gesiegt haben.

Alle Versammelten erhoben ein jubelndes Geschrei. Sie feierten den Alten mit Zurufen. An Jörg Martin dachten die meisten schon nicht mehr.

Hoch die Sozialdemokratie! Brausend wie ein Gebet stieg der Ruf zu der hölzernen Decke.

Jörg Martin lächelte. Er hatte den Glauben an sich selbst.

Draußen sank der Abend schwer und traurig auf den Schnee. Der Schimmer zitternder Laternenlichter floß durch die hohen Fenster. Ein dämmriger Friede glitt leise von den Wänden und schlich scheu wie ein Dieb von Mann zu Mann. Aber alle wiesen ihn ab; in ihren Herzen pochte der Kampf und in ihren Augen trotzte die Not ihres harten Lebens. Und plötzlich fiel aus vielen Glasbirnen das harte elektrische Licht und verjagte den Frieden, der vergebens um Aufnahme bettelt.

. . . . Hoch und stolz trat Jörg Martin vom Rednerpult zurück. Nun galt es, mutig zu bleiben. Nun galt es, geduldig zu sein, mit sorgsamer Liebe des Augenblicks zu harren, da die Saat im harten Boden aufging und Früchte brachte. Das Heil, das er den Armen bringen wollte, lebte in ihm. Und dieses Erlebnis zum Erlebnis des ganzen Proletariats zu machen, das war die Aufgabe seines ferneren Lebens.

Ständige Ausstellungen

der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Potsdamer Straße 134 a

Einundzwanzigste Ausstellung

August Macke

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr

Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift der Sturm

Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes.
Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 10 Mark / Vom 1. Januar ab 20 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Generalvertretung des Verlags Eugène Figuière / Paris

Originalholzschnitte / Handdrucke

Die Gesamtauflage ist in Klammern beigefügt / Alle Exemplare sind vom Künstler nummeriert und signiert

Franz Marc: Versöhnung / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde Hochformat / Die Hirtin / Der Stier / Schlafende Hirtin / Wildpferde / Ruhende Pferde (handaquarelliert) / Das Exemplar 40 Mark (je 10)

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm vom Künstler mit der Hand aquarelliert / Das Exemplar 5 Mark (100)

Kandinsky: Sonntag / Zwei Vögel / Das Exemplar 30 M

Wilhelm Morgner: Acker mit Weib / Tierdresseur / Holzarbeiterfamilie / Pressende Holzarbeiter / Das Exemplar 20 Mark (10)

Gabriele Münter: Neujahrswunsch / Das Exemplar 30 Mark (5)

Walter Helbig: Landschaft / Das Exemplar 30 Mark (5)

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Sonnige Straße / Nordischer Hafen / Mädchen auf Sofa / Sitzende Frau / Zwei Frauen im Raum / Porträt / / Das Exemplar 30 Mark (12)

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / Das Exemplar 20 Mark (15)

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] / Das Exemplar 25 Mark (12)

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Nijinsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten

Künstlerpostkarten

Das Exemplar 20 Pfennig

Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied /

Kandinsky: Komposition 6

Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale

Oskar Kokoschka: Utinam delectet

Robert Delaunay: La Tour

Karten von Macke / Münter / Marc Chagall / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes usw.

Mappen und Alben

Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark

Soeben erschienen: Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky Mark 10

Illustrierte Ausstellungskataloge

Der blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Zeitschriften

La Route / Revue de l'Effort Social / Paris / Rue de Vaugirard 120

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

La Renaissance Contemporaine / Halbmonatsschrift Paris / 41 Rue Monge

La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Montjoie / Halbmonatsschrift / Paris / Chaussée d'Antin 38

Haro / Monatsschrift / Brüssel

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]

Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel illustré / Directeurs: Guillaume Apollinaire et Jean Cérusse / Paris 278 Boulevard Raspail / Jahresbezug 12 francs

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag: F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26